



Nr. 25.

Unterhaltungsbeilage.

1931.

## Böse Gagen vom weißen Mann.

Während die nordamerikanische Zivilisation auf Gebieten erstand, wo es niemals Ackerbau, niemals feste Siedlungen und niemals Anlässe zu einer Industrie gegeben hat, die Bohrtürme Rockefeller und die Wolkenkratzer der amerikanischen Bank- und Industriemagnaten also auf einstens jungfräulichem Boden zum Himmel ragen, ist die Zivilisation Lateinamerikas auf dem Trümmersfeld uralter, blühender Kulturen aufgebaut. Wo sich — wahrscheinlich Jahrtausende vor Kolumbus — dereinst dichtbesiedelte Städte mit einer hand- und industriebetreibenden Bevölkerung ausdehnten, befinden sich heute nichts als vom Urwald überwuchertes Sumpfland.

Die Kultur der Mayas, bei denen Kunst und Wissenschaft, Gewerbesleiß und Handel in unangeahnter Blüte standen, in mehr als einer Beziehung der der spanischen Eroberer überlegen, mußte einer primitiven, auf hemmungslose Ausbeutung der märchenhaften Reichtümer des Landes abzielenden Kolonialherrschaft weichen.

In diese rätselhafte Kultur eines Volkes, von dem wir heute noch weniger wissen als von der Vergangenheit anderer Völker, denen die Mayas unvergleichlich überlegen waren, dessen Hieroglyphenschrift wir noch immer nicht zu lesen imstande sind, wurde in den letzten Monaten durch die Tätigkeit der mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgerüsteten, unter Führung der Archäologen Gregory Macdonald, Herbert J. Spindens auf der Halbinsel Yucatan arbeitenden Forschungs Expeditionen einiges neue Licht gebracht.

Aber wie totes Gestein spricht zu ihnen, Leben wirklich nirgendwo Nachfahren jener Mayas, die unverdorbt vom Einfluß der christlich-spanischen Zivilisation, von vergangener Größe zu zeugen wüßten?

Ein Schüler Herbert J. Spindens, der Ethnologe Desmond Goldridge, hat das Wagnis unternommen, den gefürchteten Bishankos, in den unerforschten Bergwäldern des südlichen Venezuela, die vor ihm keines Weißen Fuß betreten hat, einen Besuch abzustatten, und sein Bericht, stellenweise erschütternd, gehört wohl zu den interessantesten Dokumenten völkerkundlicher Forschungsarbeit.

Von Manaos, der Hauptstadt des brasilianischen Staates Amazonas, oberhalb der

Mündung des Rio Negro in den Amazonasstrom, stieg Goldridge über die hohe Wasserscheide des gewaltigsten Stromgebietes der Erde in die Ebene des südlichen Venezuela hinab, durchquerte hundert Meilen unerforschten Landes, bis er an den gleichfalls unerforschten Turikauström gelangte, auf dem er in einem Kanu mehrere Tage flußabwärts fuhr und befand sich sodann in jenem Gebiete, das die Brasilianer „O Meio mundo“ („die halbe Welt“) nennen.

Bald befand er sich mitten im Bereiche der Bishankos, der einzigen von den Segnungen der europäischen Kultur verschonten Nachkommen der Mayas, von denen man ihm erzählt hatte, daß sie jeden Weißen und jeden Schwarzen, der in ihre Nähe gelange, töten. Auch auch hier erwies sich, daß Wilde doch bessere Menschen sind. Als „Kariuk“ (weiße Menschen) gelten nämlich den Bishankos — wie sich herausstellte — lediglich die verhassten Brasilianer und Venezolaner, während sie die Nordamerikaner und Engländer als „Paramakuri“ (Seeböf) bezeichnen.

Wie verblüfft war der amerikanische Ethnologe, als er fast die ganze Bevölkerung riesige Kreuzfixe in Händen halten sah! Sollten diese gefürchteten und gehassten Indianer, deren Existenz von vielen überhaupt bestritten worden war, in Wirklichkeit Christen sein? Es schien unglücklich.

Nein, die Bishankos hielten noch immer an ihrem alten Götterglauben fest, obertoleranter als die christlichen Konquistadoren hatten sie das Kreuzfix in die Zahl ihrer Talismane und Amulette gleichberechtigt aufgenommen. Ein Bishankomann war auf einer Wanderung vor vielen Jahrzehnten einmal bis zu einer venezolanischen Siedlung gelangt, wo er bemerkte, welch großen Einfluß dort ein Priester hatte. Er schloß daraus, daß das Kreuzfix ein zauberkräftiger Talisman sei, aus dem dieser weiße Mann seine Macht ableite, berichtete von seinem Erlebnis zu Hause, und die Folge war, daß heute der größte Teil der Bishankos Kreuzfixe besitzt, ohne von Christus oder auch nur von Missionären eine Ahnung zu haben.

Noch lebt die ihren Vorfahren vor einem halben Jahrtausend angehaute grausame Unbill im Gedächtnis der Bishankos fort. „Meine auf Geratewohl getane Frage“, berichtet Goldridge, „ob sie jemals weiße

Männer gesehen hätten, ließ jahrhundertalten Haß und Geschichte fortgesetzter Verfolgung lebendig werden. Sie sagten, daß sie wohl selber niemals weiße Männer gesehen hätten, wohl aber ihre Ahnen, die ihnen ihre grausamen Erfahrungen übermittelt hätten. Vor vielen Jahren lebten ihre Vorfahren in einem reichen Lande, wahrscheinlich im Stromgebiet des Orinoco. Dorthin seien weiße Männer, die sich „Espanoles“ nannten, gekommen. Diese weißen Männer trugen die Frauen ihrer Vorfahren davon und versklavten die Männer. Wenn sich die Männer weigerten, für die Espanoles zu arbeiten, dann schnitten ihnen die Espanoles die Köpfe mit ihren Schwertern ab.“

Die Bishankos flohen dann in die Ebene des südlichen Venezuela und des nördlichen Brasilien. Aber hier wurden sie von Angehörigen ihrer eigenen Rasse — den Aresunas und den Matukis — angegriffen und in erbarmungslosen Kämpfen fast ausgerottet. So zogen sie sich in die Urwälder des Oberlaufes des Caroni zurück und schlossen sich vollkommen ab.

Die bei den Mayas in so hoher Blüte stehende Astronomie ist auch ihren armseligen Nachfahren, den Bishankos, nicht unbekannt. Sie messen das Jahr nach dem Stand des Sternbildes der Plejaden und richten Anbau und Ernte danach ein. Die Sonne dient ihnen lediglich zur Bezeichnung der Tageszeit.

Das Alter eines Mannes wird nicht nach der Zahl seiner Jahre bemessen, sondern nach der Größe seiner Kinder. Ein Bishanko fragt niemals: „Wie alt bist du?“, sondern: „Wie groß sind deine Kinder?“

Aus diesem Umstand folgt, daß es nur selten unbewehrte Bishankos gibt und daß sich der Bishanko schon in sehr jungen Jahren eine Frau nimmt.

„Auf den ersten Blick“, so berichtete der amerikanische Ethnologe, „scheint das Los der Frauen bei den Bishankos durchaus kein beneidenswertes zu sein. Sie tragen schwere Lasten Brennholz, große Wasserkessel und die Jagdausrüstung ihrer Ehemänner. Sie verfertigen die Töpfereien und die Gängematten. Sie bestellen den Acker und fischen. Aber die Jagd — Jagd nicht aus Sport, sondern um den Lebensunterhalt zu bestreiten — ist eine grausam harte Arbeit.“

für die Männer, wenn man bedenkt, daß sie sich mit ihren primitiven Instrumenten einen Weg durch den dichten Urwald bahnen müssen. Die Männer bauen auch die Häuser, flechten die Körbe, erziehen die Kinder und ziehen auf den Kriegspfad. Und liegt ein Mann faul in der Hängematte, anstatt auf die Jagd zu gehen, dann wird er bald seiner Frau verlustig, ohne hoffen zu dürfen, Erbschaft zu finden. Denn niemand läßt es sich einfallen, eine Frau zum weiteren Zusammenleben zu zwingen, der nicht für sie sorgt. So erfreuen sich die Frauen einer großen Freiheit. Die Mädchen können sich nach Gutdünken ihre Ehemänner auswählen und verlassen sie, sobald jene ihre Erwartungen nicht erfüllen. Die Vielehe ist zwar gestattet, aber die beschränkte Zahl der Frauen führt praktisch zur Einehe, und nur der Häuptling oder der Medizinsmann haben mehr als eine Frau.

Bei den Bischaukos hat Goldridge die völkerkundlich so überaus interessante Einrichtung des Männerwochenbettes feststellen können. „Einige Zeit vor der vermeintlichen Geburt“, so erzählt er, „begibt sich der zukünftige Vater in seine Hängematte und verkündet, daß er ein Kind bekommen wird. Seine Bekannten und Verwandten besuchen ihn und bieten Rat und Hilfe an. Die Mutter dagegen arbeitet bis etwa einen oder zwei Tage vor der Entbindung wie gewöhnlich. Dann verschwindet sie im Urwald — ganz allein — und erst mit dem Neugeborenen kehrt sie zurück. Die Geburt des Kindes — so sagen die Bischaukos — wird ungebürlich von den bösen Geistern erwartet. Das Wochenbett des Vaters dient dazu, die bösen Dämonen zu überlisten. Da die Seele des Kindes zum Vater gehört, darf er vor seiner Geburt nicht auf die Jagd gehen, um nicht etwa wider Willen die Seele zu töten.“

Fast durch drei Wochen hielt sich Desmond Goldridge unter den Bischaukos auf. Er hätte wohl gerne noch länger in ihrer Mitte gewohnt, um ihre Sitten und einzigartige Ueberlieferung zu studieren, in der eine vor Jahrhunderten erstorbene, dereinst glanzvolle Kultur weiterlebt.

Aber langsam regte sich unter den Bischaukos der jahrhundertalte Haß gegen die weiße Rasse, die alle erdenkliche Niedertracht auf ihre Vorfahren gehäuft hatte. Eines Nachts griffen sie zum Schein das Lager des amerikanischen Forschers und seiner indianischen Begleiter an. Es war ein deutlicher Wink. Desmond Goldridge verstand ihn, und am nächsten Morgen verließ er das Gebiet, wo sich die armen Erben einer reichen Kultur vor den Segnungen des Christentums zurückgezogen hatten.

L. R.

## Die neue Stadt.

Von Gino Sforza.

Ich weiß nicht mehr, wer mir die Geschichte erzählt hat, darin Phantasie und Wirklichkeit verschmelzen. Es ist eine Geschichte aller Zeiten und vielleicht aller Menschen.

Es waren einmal Menschen, die waren müde und enttäuscht von ihrem gegenwärtigen Leben und wollten nun in weiterster Ferne einen Ort suchen, wo sie sich ein Leben ungetrübten Glücks aufbauen könnten. Diese Männer waren bekannte Künstler, berühmte Gelehrte, vom Leben Besiegte. Sie vereinigten sich und verließen ihr Heimatland. Nach und nach sahen sie keine Berge, keine blauen Seen und

keinen noch blauerem Himmel verschwinden. Sie wanderten; lange Monate wanderten sie, bis sie fern von jeder Spur menschlicher Zivilisation einen Ort fanden, wo der Reichtum der Natur in verschwenderischer Schönheit prangte. Da blieben sie und beschloßen, hier sollte die neue Stadt emporwachsen.

Nur leider hatten sie noch nicht einmal Hand ans Werk gelegt, als schon unter den Männern die ersten Streitigkeiten ausbrachen. Jeder verlangte, seine Wohnstätte sollte zuerst erbaut werden. Und da sie erbitterter Stimmung waren — aus alter, langer Gewohnheit häuslichen Behagens, aus Reiselümmel, wohl auch aus heimlichen Bedauern über das, was sie verlassen hatten, — so bekam der Zwist sogleich ein sehr böses Aussehen. Die Männer hatten sich in Parteien getrennt, die Parteien in Gruppen, diese wieder in Cliquen, und alle gerieten sie sich in die Haare, kamen in Handgemenge, schlugen sich gegenseitig tot.

So wäre denn die Stadt nie entstanden, hätte nicht der Älteste der Streitenden sie um sich versammelt und zu ihnen geredet. Er schlug vor, daß zur Wohnung für jeden zu allererst ein Haus erbaut werden sollte, wo die eingeschloßen werden sollten, die künftig den Frieden der Gesellschaft stören würden. Und so erhob sich düster und traurig inmitten der Stadt das viereckige, fensterlose Gebäude, das die Männer nicht Gefängnis nennen wollten.

Im Laufe der Zeit wurde es wirklich ein sauberes Städtchen mit seinen gradlinig aneinandergereihten Häusern und baumbestandenen Straßen.

Doch als die erste schwere Arbeit vollendet und der Bestand der Gemeinschaft durch jedes

Einzelnen leichte Tagesarbeit gesichert war, da ruhten die Männer aus. Es gab einige unter ihnen, die ihr vergangenes Leben mit dem gegenwärtigen verglichen und dieses, das aus materiell, wenn auch ungetrübtem Glücke bestand, weniger erquicklich fanden als das früher, das in Kämpfen flammte, das Leidenschaften erschütterten.

Einer sprach von Rückkehr, — erst leise, dann lauter, als er die Zustimmung der meisten fand. Es wurden ihrer viele, die fort wollten. Aber nochmals redete der weiseste der Männer mit ihnen. Sie seien frei, sagte er, niemand könne sie zurückhalten. Aber er wisse recht gut, welches Uebel sie plage; nicht Heimweh noch Kampflust treibe sie zur Rückkehr. Und um den Verfall der neuen Stadt zu verhindern, schlug er vor, Frauen kommen zu lassen.

Die Frauen kamen.

Da stieg aus der neuen Stadt in den sternenhellen Nächten das Lied der Liebe empor.

Allmählich aber wuchs neben der Liebe ein neues Uebel: die Eifersucht. Bald sah jeder Mann schon in seinem eigenen Schatten einen Feind, gegen den er sich wehren mußte. Söhne wurden geboren. Nach dem Beispiet der Väter suchten sie als erstes Spielzeug eine Waffe. Und damit lernten sie das Hassen.

Als sie groß waren, fühlten sich viele von ihnen müde und enttäuscht. Wie einst ihre Väter, wollten sie fort und sich ein Leben ungetrübten Glücks aufbauen. Sie wollten fort, — ob auch die Alten die Köpfe schüttelten, — durch den Ablauf der Jahrhunderte, durch die Kämpfe der Seele hin zu entdecken, was denn dieses tiefe und unheilbare Leiden sei, das im Menschenherzen nistet.

## Flucht aus Asien.

Von Richard Kühnelt.

Als Leseprobe entnommen mit besonderer Erlaubnis des Atchall-Verlags, Wien L. dem Buche „Auf Asiens Landstraßen“. Zur Zeit der Hungersnot in Indien flohen die Inder zu Tausenden vor dem schwarzen Gespenst des Hungers nach dem Westen Amerikas. In Vancouver, wo der Verfasser lebte, verdingten sich die braunen Eindringlinge um einen Schandlohn als Hilfsarbeiter und leisteten weiße Arbeiter, die teurer waren, auf die Straße. Aus der Bekanntschaft mit einem der Kulis entspringt in Kühnelt die heiße Sehnsucht, Indien zu sehen. Er bereist Japan, China, Indien. Er ist nicht einer von Vielen, die mit wohlgepackter Brieftasche hinkommen und Land und Leute an der Hand Baedekers kennen lernen, er erlebt es. Das Ergebnis ist dieses Buch. Kein eigentlicher Reisebericht. Es sind Bilder von beständigem Reiz aus diesen für den Europäer geheimnisvollen Ländern. Ein Dichter hat sie geschrieben. Keine großen Erlebnisse, keine wilden Abenteuer, dagegen feinsinnige Beobachtungen der seltsamen Menschen und ihrer seltsamen Sitten, das ist der Inhalt dieses einzigartigen Buches. Nachstehend ein Teil seines Schlusshauptes:

Was nun folgte, war keine Wanderung, keine Reise mehr, kein Auffangen des Lebens um mich mit allen Voren — es war eine Flucht.

Ich stolperte über Landstraßen und Feldwege, durch Täler und über die Hügel des Hochlandes, ich schlief nicht oder nur wenig und dann mit den gespannten Sinnen des Tieres aus dem Dschungel, das immer vor einem stärkeren auf der Wacht bleiben muß, ich zögerte, in

den hellen Sonnenschein zu treten, weil ich nicht gesehen oder als Faringhi erkannt werden wollte, ich entsetzte mich vor dem knalligen Silberlichte des Mondes, weil ich seine bösen Geister fürchtete. Hinter mir hegte und trieb mich die Angst, die mich sinnlos machte, ich floh, floh dieses Land meiner sehnsüchtigen Träume von ehedem mit dem einen Gedanken nun im zermarterten, ausgebluteten Schädel — hinaus! Fort Und nie wieder hierher! Was es war, was die unmittelbare Ursache war, daß ich die Nerven so gänzlich verlor, ich wußte es nicht — ich weiß es im Grunde auch heute nicht zu sagen. Ich kann nur vermuten. Waren es die Schrecklichkeiten, die einem überall auf der weißen indischen Straße begegneten, Hunger und elendhafte Wunden und die Ungeheuerlichkeiten der Heiligen und Büßer — war es der Gedanke im Unterbewußtsein, daß mich von all diesen Menschen da um mich eine Welt trennte, nicht nur die Außerlichkeit einer anderen Zivilisation, Kleidung, Geschmack, gewohnte Nahrung oder religiöses Bekenntnis, als legte vielleicht die Farbe der Haut — wir waren doch, wenigstens ein großer Teil dieses Volkes und ich, unverwandelt, von der gleichen Ur rasse — nein — ich fühlte mich allen diesen braunen Menschen fremd, unfremd, es waren nicht Inder für mich, von denen Gelehrte und nationale Politiker als von den uns stammverwandten Angehörigen des indogermanischen Stammes sprechen — es waren Asiaten mit asiatischer Mentalität — und die empfand ich als fremd, als feindlich.

Ich floh nicht aus Indien, ich floh nicht vor diesem braunen indischen Volke — ich floh aus Asien, ich floh vor den Asiaten. Ich fürchtete mich, fürchtete mich bis ins innerste Mark, fürchtete mich vor den Monstrositäten asiatischen

Geistes, asiatischen Denkens, asiatischen Empfindens.

Jetzt stürzten Eindrücke über mich, die ich im Taumel des Erlebens nicht empfunden hatte, Treppenerkenntnis, Eindrücke aus Japan, China und Indien.

Jetzt empfand ich das Lächeln des Japaners als Hohn und Beleidigung, etwa wie das Streicheln des Hundes, des unvernünftigen Tieres durch die Majestät Mensch von diesem als Zeichen der demütigenden Großmut gefühlt werden kann — der Hochmut des uralten aristokratischen Asiaten leuchtete mir heraus, der nicht brutal den Fuß zum Stöße erhebt, sondern sich die Maske des Nachsichtigen umbinde.

Jetzt empfand ich die Nervenlosigkeit des Chinesen als ein Schrecknis, seine Anempfindlichkeit und Grausamkeit als Seelenlosigkeit, mir Klängen und Klängen jetzt alle diese Geschichten im Ohr, die ich aus lachenden, grinsenden, schmachenden Mäulern mit gelben Haarzähnen oft in Spelunken und wilden Kneipen gehört hatte, von Hinrichtungen und gräßlichen Foltern, bei denen Peiniger und Delinquent bis zum äußersten Augenblicke gelacht und zotige Witze gerissen hatten.

Und jetzt empfand ich Indien nicht als das Land der Wunder, vor denen der Europäer in Ehrfurcht erschauert, sondern als das Land der Groteske, der Zerrbilder, der Alpträume, wo der Himmel oder was dafür gilt, nur peinigt und straft und immer wieder neue Existenzen in einer Jammerwelt fordert, von seinen Gläu-

bigen nur Marter und wiedergeborenes Leid verlangt, um endlich als Lohn das Schrecklichste zu schenken, was Menschenhirn ausdenken kann — das Wesenlose, das gährende Nichts. Jetzt mit einem Male sah ich die Bilder, die ich gesehen, anders, wie ich die Glasbilder des Szioptrons, wenn die scharfe Einstellung gesucht wird, in nebeliger Verschommenheit — ich sah das Taj Mahal nicht mehr als den Marmortraum einer großen Liebe, ich erkannte die absolute Seelenlosigkeit des Baues und die trahlerische Selbstsucht und Selbstpeinigung des Erbauers.

Ich konnte jetzt im Geiste nicht mehr die bizarren Formen und Skulpturen an Tempelwänden bewundern, ich empfand in ihnen nur Zerrbilder der Menschlichkeit und das Obsköne der überspannten Erotik.

Der Pilger, der mit ekstatischen Schluden und verdrehten Augen das Gangeswasser an den Ghats von Benares trinkt, gerade da, wo die Leichenverbrennungsplätze sind, wo die in den Strom geworfene Asche von Zehntausenden den schlammigen Grund bildet, der immer wieder aufgewühlt wird, wo halbverbrannte Gliedmaßen schwimmen, war mir nicht mehr der — wenn auch irreführende — inbrünstige Fromme, der Orthodoxe — er war mir ein Narr, ein Gaukler, der gewollte Untat verübt, der seine Frömmigkeit, seine Ekstase vor sich selbst, vor seinem Nächsten und der ganzen Welt prostituiert, weil eben alles dort in Asien übertrieben erscheint, weil eben alles dort in Indien sich in Superlativen bewegt. — — —

## An die Geduld.

Ihr lieben Leute! seid doch zufrieden  
Und schickt euch in die böse Welt.  
Das Los, das euch von Gott beschieden,  
Trag' jeder als ein Christ und Held.  
Wer nur den lieben Gott läßt walten,  
Der läßt auch alles hübsch beim Alten.  
Es gibt auf Erden weit und breit  
Nichts schön'rs als Zufriedenheit.  
Und wenn ihr in der Welt rumlungert,  
Wenn's Hemd euch durch die Hosen blutet,  
Wenn ihr vom Haus der Reichen hungert,  
Und wenn der Frost euch freist und zwicket,  
Bedenkt, es kann ja hier auf Erden  
Doch nicht ein jeder glücklich werden!  
Dem Reichen Glüd und Herrlichkeit,  
Dem Volke die Zufriedenheit.  
Zufriedenheit sei meine Freude,  
Zufriedenheit sei meine Lust.  
In meinem abgeschabten Kleide  
Herrscht dies Gefühl in meiner Brust.  
Und bin ich einst verkrümpt, verdorben,  
Vor Hunger endlich gar gestorben,  
Dann schreibt auf's Grab mir groß und breit:  
Der Kerl starb an Zufriedenheit.

Verfasser unbekannt.

ins Kino. Aber jedesmal mengte sich Smith beim Eintreffen des Fünf-Uhr-fünfundvierzig-Zuges in die Menge der Ankommenden und tat so, als ob er soeben aus seinem Büro käme.

Es kam der Samstag. Und wieder erkundigte man sich diskret bei den Kaufleuten, die die Familie Smiths belieferten. Wieder war man enttäuscht. Sie hatten alles pünktlich bezahlt. Nein, von Einschränkungen war nichts zu bemerken.

Eine Bekannte fragte Frau Smith, ob sie nicht ihr Haus verkaufen wollten. Nein, sie dächten nicht daran. Wie Frau Hopkins denn auf eine solche Vermutung käme?

Sehr, sehr seltsam . . . Und am nächsten Montag stieg Herr Smith wieder in den Acht-Uhr-achtundzwanzig-Zug. Und diesmal fuhr er auch wirklich ins Büro.

Die Mitbürger sprachen aber weiter von Herrn Smith. Sollte das Geheimnis ungelöst bleiben?

Am Dienstag sprach Frau Montmorency Frau Smith an. „Wann gehen Sie heuer auf Urlaub, meine liebe Frau Smith?“

Frau Smith sah traurig drein. „Mein Mann kann heuer leider nicht auf Urlaub gehen. Er hat so viel zu tun. Man kann ihn unter keinen Umständen im Büro entbehren.“

Und die ganze Vorstadt glaubte nun zu wissen, daß Herr Smith einen neuen Posten bekommen habe. Aber dann brachte jemand heraus, daß er noch immer in demselben Büro wie früher beschäftigt sei. So traf also auch diese Erklärung nicht zu. Es war sehr, sehr seltsam.

Und niemand löste das Geheimnis.

Als Smith am Montag nach Ablauf des vierzehntägigen Geheimnisses wieder in sein Büro kam, begrüßte ihn sein Chef mit den Worten: „Gott sei Dank! Da sind Sie ja wieder. Hoffentlich einen angenehmen Urlaub gehabt?“

Smith verneinte. „Leider nicht.“

„Ja, warum denn? Haben Sie denn heuer keine Reise unternommen?“

Wieder verneinte Smith. „Nein“, sagte er kurz angebunden, „bei meinem Gehalt konnte ich mir heuer keine Reise leisten.“

## Der geheimnisvolle Herr Smith.

Von John K. Newham.

Die ganze Vorstadt sprach darüber und nichte sich bedeutsam zu, wenn James Smith auftauchte. Denn James Smith stand im Mittelpunkt des Geheimnisses, um dessen Lösung die ganze Vorstadt bemüht war. Er gehörte sonst nicht zu jenen Leuten, die viel von sich reden machen; aber nun war sein Name auf jedermanns Zunge.

Die Sache begann an jenem Tage, da Herr Smith um acht Uhr zwanzig vormittags geschickt wurde, wie er sich zur Ration begab, um, wie man wußte, den Acht-Uhr-achtundzwanzig-Zug in die City zu benützen. Festgestellt wurde ferner, daß er den Zug auch erreichte.

Aber Herr Smith, so wurde aufs bestimmteste erklärt, ging an diesem Tage nicht ins Büro. Er wurde am Nachmittag schon um drei Uhr fünfundvierzig wieder in der Vorstadt bemerkt, einherziehend, als hätte er soeben die Bank von England ausgeraubt. Dann hatte er sich in den Park begeben. Frau Montmorency sah ihn dort. Er sah zwar auf der verstaubtesten Bank. Aber Frau Montmorency hatte gute Augen.

Als dann der Fünf-Uhr-fünfundvierzig-Zug ankam, näherte sich Herr Smith vorsichtig der Station, mengte sich unter die Leute und tat so, als ob er soeben eingetroffen wäre.

„Man hat ihn entlassen“, sagte ein Mitbürger. „Er ist arbeitslos und fürchtet sich, seiner Frau davon Mitteilung zu machen.“

„Arbeitslos“, sagte ein zweiter.

„Man hat ihn abgebaut“, sagte ein dritter.

Und am Abend sprach man in der ganzen Gegend davon, daß Herr Smith entlassen worden sei. Aber jedermann hütete sich, Frau Smith gegenüber diese Tatsache zu erwähnen. Mein Gott, man ist doch diskret! Und dann war man auch neugierig, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Am nächsten Tag wiederholte sich das Spiel

von neuem. Nur, daß Herr Smith nicht in den Park, sondern ins Kino ging.

Die mitführenden Nachbarn schüttelten die Köpfe.

Am Abend tat Smith so, als ob er mit dem Fünf-Uhr-fünfundvierzig-Zug eingetroffen wäre.

Und so geschah es eine ganze Woche hindurch. Es war offenkundig, daß Herr Smith nicht gesehen werden wollte. Wenn er einen Bekannten bemerkte, so schwante er in eine Seitengasse ein oder betrat einen Hausflur.

Am Ende der Woche stellten einige Mitbürger bei den Kaufleuten, wo die Smiths ihre Einkäufe besorgten, diskrete Erkundigungen an. Sie waren enttäuscht. Die Smiths bezahlten alle Einkäufe in barem und schränkten sich in keiner Weise ein.

Man befragte das Dienstmädchen der Smiths.

„Man hat mir nicht gekündigt“, sagte sie.

„Wissen Sie nicht, was mit Mr. Smith los ist?“

„Ich weiß nur, daß er wie gewöhnlich in sein Büro geht.“

Und die Mitbürger schüttelten ihre Köpfe. Es war alles so geheimnisvoll.

Aber die nun folgende Woche war noch geheimnisvoller. Montag morgens stieg Smith in seinen üblichen Zug ein. Zeitlich nachmittags traf er sich mit seiner Frau und die beiden machten einen längeren Spaziergang.

Frau Smith wußte demnach von allem! Vielleicht half sie ihm, einen neuen Posten zu suchen . . .

Die Woche schritt vor. Und an jedem Tage wurden Smiths mitführende Mitbürger neugieriger. Sicher war, daß Smith nicht in sein Büro ging. Und dreimal wurde Herr Smith mit seiner Frau in einer benachbarten Vorstadt gesichtet. Zweimal unternahmen sie einen Ausflug in die Umgebung. Einmal gingen sie

## Der anonyme Brief.

Von Franz Kraus.

Erhebe deine Hand und schwöre, daß du niemands, solange du lebst — und so Gott dir helfe — einen anonymen Brief schreiben wirst, es sei denn einen freundlichen.

Wenn du einen Menschen nicht leiden kannst, wenn du sein Gegner bist, wenn er dich beleidigt oder verleht hat: dann gehe hin und hänge ihn oder gehe, nicht hin und laß ihn laufen.

Aber stich ihn nicht in den Rücken, gib ihm nicht Gift in den Tee, schleie nicht aus dem Hinterhalt nach ihm, aus einem Versteck, und, was schlimmer ist, weil noch feiger, schreibe ihm keinen anonymen Brief.

Der anonyme Brief ist der Triumph des Kleinen, der Sieg des Unterlegenen, die Genugtuung des Heiligen.

Der Schreiber eines solchen Briefes ist eine Molassfischlange, die sich von der gentleman-like Klapperschlange dadurch unterscheidet, daß sie ohne Warnung angreift.

Ein offener hundertprozentiger Feind, der dich leidenschaftlich haßt und es auch sagt, ist eine bedenkliche Erscheinung. Er hält dich in der Demut fest und zwingt dich zur Achtsamkeit. Aber der Mann, der dich anlächelt und nach Hause geht und dir einen anonymen Brief schreibt, ist zu gemein, um hier geschildert zu werden.

Wenn du beleidigen willst oder beleidigen mußt, tue es in deutlichen Worten. Und dann schreibe deinen Namen darunter.

Mache es wie der Angestellte, der in das Büro des Chefs gerufen wurde. Der Chef sagte ihm:

„Herr Braun, ich erfahre, daß Sie sich in bezug auf meine Person gewisse Anspielungen erlaubt haben.“

„O nein“, sagte Herr Braun, „das muß ein Irrtum sein.“

„Es ist kein Irrtum, Herr Braun“, sagte der Chef darauf, „ich habe es aus der besten Quelle. Verleihen Sie nicht, sich herauszubreden.“

„Aber es muß ein Irrtum sein“, sagte der Angestellte, „denn ich spiele niemals auf etwas an. Ich spreche es immer ganz klar aus. Ich habe gesagt, daß Sie ein alter Schafstopp und ein Schuft sind — und das kann man doch keine Anspielung nennen.“

Wenn du Gift in deinem Organismus hast und es herausbekommen mußt — schreibe, schreibe, schreibe, was das Zeug hält. Schimpf dich aus. Und dann verbrenne den Brief.

Das wird dich erleichtern und niemandem weh tun.

## Wissen Sie schon? . . .

Äpfel waren im Altertum ein Symbol der Fruchtbarkeit. In Griechenland waren sie ein Liebeszeichen im Verkehr von Jünglingen und Mädchen. Die Äpfel der nordischen Göttin Iduna hatten die Kraft den zu verjüngen, der sie aß.

In Frankreich allein werden jährlich etwa fünf Millionen Schnecken gegessen. Eine Schnecke braucht etwa ein Jahr, um richtig ausgewachsen zu sein und verkaufsfähig zu werden. Sie hat großen Nährwert, da sie reich an Schwefel ist, und wird oft von Ärzten als Nahrungsmittel empfohlen. Interessant ist, daß die Schnecken auf ihrer handähnlichen Zunge etwa 20.000 Zähne haben, mit denen sie auch die jüngsten Blätter zerfressen können.

Das erste medizinische Lehrbuch der Welt wurde, so viel man weiß, von einem Arzt des ägyptischen Hofes um 3000 v. Chr. geschrieben.

Auf der Himmelfahrtstafel werden Schildkröten gefangen, die bis zu siebenhundert Pfund schwer sind.

Die größte aller lebenden Schlangen ist die Anaconda, die bis zu sieben Meter lang wird und sich dadurch auszeichnet, daß sie nicht wie die anderen Schlangen Eier legt, sondern lebende Junge zur Welt bringt. Sie kommt in den Strömen und Sümpfen Südamerikas vor und kann Tiere von der Größe eines Rehes ohne Schwierigkeiten verschlingen.

## — Heiteres. —

Die Stimme der Erfahrung. Ein Pessimist gab folgenden Rat: „Wenn Sie in der Nacht überfallen werden, so schreien Sie nie „Hilfe“, „Mörder!“ oder „Räuber!“ — deshalb, weil Ihnen dann niemand zu Hilfe kommen wird. Schreien Sie lieber „Feuer!“ — und sofort wird alles zusammenlaufen. Sogar die Polizei wird kommen!“

Das bessere Teil. „Ich lache und braue und bade für dich, und was habe ich davon, nichts.“ „Dann kannst du froh sein, denn ich habe davon Verdauungsstörungen.“

Irrtum. „Danke schön, Fräulein, daß Sie mir ein zweites Mal Rasierwasser bringen, aber ich habe das warme Wasser, das Sie mir vorher gaben, schon zum Rasieren benutzt.“ — „Entschuldigen Sie, Herr Müller, aber das vorher war der Kaffee.“

Ueber unsere Kraft. Kleiner Junge zum Vater: „Papa, wie lange dauert es noch, bis ich alt genug bin, um alles zu tun, was mir Spaß macht?“ — „Das kann ich dir nicht sagen, mein Junge“, ist des Vaters Antwort, „so lange hat bisher noch kein Mensch gelebt.“

## Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65 bei Tepitz-Schöndau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 43.

Von Gen. Emil Dinnelber, Tettschen.

Schwarz: Kc5; Db8; Tc7; Lc8, d8; Sg8, h8 (7).



Weiß: Kh3; Df1; Th6; Lc6, g5; Sd6; Bc3, f3 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 11 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 40: Sd7—b6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hojer Otto, Soag; Dinnelber Emil, Tettschen; Dyna Josef, Postomitz; Schlattner Eduard u. Kleiner Otto, Pöhlitz; Viehmann Emil und Kreiner Wilhelm, Tepitz; Föhner Max, Mähldorf; Adolf, Bachmann Reinhold, Tschau; Gottfried Hans und Wridel Hans, Gieselsdorf bei Staack; Subal Josef, Neu-Litzschewitz; Walter Ludwig, Rodel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, Witt-

Entgegenkommend. „Haben Sie Wildente?“ fragte der Gast im Restaurant. „Leider nicht, mein Herr“, erwiderte der Kellner. „Aber wir können ja vielleicht eine zahme für Sie wild machen.“

Tauschgeschäft. „Da Sie am Theater beschäftigt sind, könnten Sie mir wohl manchmal ein paar Freikarten geben?“ — „Sehr gern, wir können ja ein Tauschgeschäft machen. Da Sie in der Bank tätig sind, können Sie mir gelegentlich auch einmal ein paar Banknoten zukommen lassen.“

Geschäftstüchtigkeit. „Plui, Junge! Wenn du dies häßliche Wort nicht mehr sagst, schenke ich dir 10 Pfennig!“ — „Hein, Vater, ich weiß aber noch eins für 20 Pfennig!“

Das Freudenfest. „Aber Herr Blaulich! Sie als Vorstand des Abstinenzvereins kommen so daher!“ — „Bist, sagen Sie niemand was! Ich habe heute sieben neue Mitglieder gewonnen, — da hab' ich mir aus Freude einen Rausch angetrunken.“

lau; Sachs Anton, Treischlowitz; Scholze Edmund, Labowitz; Trüsch Gustav und Emil Adolf, Wisler; Schan; Hofmann Johann, Probstau; Choulka Rudolf, Aufitz; Ulrich Richard, Görlau (besten Dank, Nr. 3 sehr hübsch); Wolf Wenzel, Arnsdorf bei Gaida; Albert Rudolf, Probstau; Benzel Wilhelm, Arnsdorf bei Tettschen; Kälbig Johann und Bräutigam Anton, Vergesgrün; Gell Alois, Tepitz.

### Partie Nr. 4.

gespielt am Sonntag, den 26. April in der Vorrunde um die Kreismeisterschaft, Komotau gegen Truppschitz in Truppschitz, 2. Brett Damengambit.

Weiß: Starek Wenzl, Komotau.

Schwarz: Siegl Josef, Truppschitz.

1. d2—d4 d7—d5 19. . . . h7—h6  
2. c2—c4 c7—c6 20. Sg5—f3  
3. Sb1—c3 Sg8—f6 Da hat man es  
4. Lc1—g5 e7—e6 gleich. 2 Tempos Ver-  
Schwarz entschließt sich doch noch, statt  
der slavischen die Orthodoxe Verteidigung zu spielen.  
5. e2—e3 Sb8—d7  
6. Lf1—d3 . . .

Zu früh. Theoretisch richtig ist erst die Entwicklung: Sf3, De2 und Tel. Auch a3 wird in dieser Variante oft gespielt, was durchaus kein Tempoverlust ist. So erhält Schwarz bald ein überlegenes Spiel.  
7. Ld3×e4 Lf8—e7  
8. Sg1—f3 0—0  
9. Dd1—e2 Tf8—e8  
Alles nach berühmten Mustern gespielt.  
10. 0—0 Sd7—f8  
Dieser Zug ist hier nicht zu empfehlen. Sf8 geschieht erst dann, wenn Weiß Se5 spielt. Schwarz bevorzugt eben eine einseitige Stellung.

11. a2—a3 Sf6—d5  
12. Lg5×e7 Dd8×e7  
13. Lc4—e2 Sd5×e3  
14. De2×e3 . . .  
Ein Angriffsspieler würde bestimmt h×e vorziehen, um eine starke Zentrumstellung zu erreichen.  
14. . . . De7—e7  
15. Ta1—c1 Sf8—d7  
16. b2—b4 a7—a6  
17. Tf1—d1 Sd7—f6  
18. De3—e2 Le8—d7  
19. Sf3—g5 . . .  
Zu früh gespielt. Es mußte erst La2—b1 geschehen.

20. . . . Ta8—e8  
21. Sf3—e5 Sf6—h7  
Warum! Es ist doch keine Gefahr zu ersahen. Bloß um den f-Bauer spielen zu können? Da würde der Springer wahrscheinlich auf d5 besser zum Ausdruck kommen.  
22. La2—b1 Sb7—f8  
23. a3—a4 f7—f6  
24. Sc5—g6 f6—f5  
25. Sg6—e5 De7—d8  
26. De2—d3 Dd8—e7  
27. b4—b5 . . .  
Verliert einen Bauer.  
28. . . . a6×b5  
29. . . . c6×b5  
30. Se3×d7 De7×d7  
31. Dd3—b3 Te8—e8  
32. Tel×e8 Dd7×e8  
33. b2—b3 . . .

33. Besser dürfte D×b5 sein, um auf De1 mit Df1 dazugreifen zu ziehen.  
34. Db3×e4? b5×c4 und gewinnt.  
Der Abtausch ist ganz schlecht. Weiß verhilft seinem Partner dazu, den Doppelbauer aufzulösen, verhilft ihm weiters zu starken Freibauern und muß dadurch die Partie verlieren. Weiß tat auch das Beste und gab nach einigen belanglosen Zügen die Partie auf. Eine sehr hübsche Partie.

J. Sch—a.